

Volkslied von der Brautfahrt am Hallwiler See : vom Jahre 1608, nebst den dortigen Sagen von den Seestimmen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): - **(1861-1862)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volkslied von der Brautfahrt am Hallwiler See

vom Jahre 1608, nebst den dortigen Sagen von den
Seestimmen.

Von einem Unglücksfall, der vor mehr als dritthalbhundert Jahren auf dem Hallwiler See sich zugetragen, hat sich ein gleichzeitiges Volkslied vorgefunden, dessen gerader ehrlicher Ton einer Bekanntmachung wohl werth ist. Wir erzählen zuerst die zu Grunde liegende Begebenheit, lassen darauf die Volksromanze folgen nebst demjenigen, was über die Geschichte ihrer Herkunft ermittelt werden konnte, und schließen mit mehreren Sagenzügen aus der Hallwiler Seegegend, die lange vor diesem Ereignisse entstanden waren und sich mit ihm vermengt haben.

Der junge Grobschmied Rudolf Stahler vom aargauischen Dorfe Reinach war zu Fahrwangen im jenseits gelegenen Seethal in Arbeit getreten und hatte da ein Bauernmädchen, Magdalena Fuchs, lieb gewonnen. Nachdem er sich in seinem Heimathsorte in's väterliche Geschäft gesetzt hatte, warb er um Magdalena's Hand, die Eltern waren einverstanden

und die Heirath wurde beschlossen. Acht Tage vor dieser kam Rudolf mit seinem alten Vater noch einmal nach Fahrwangen; der Alte, um den Förmlichkeiten des Brautversprechens als Zeuge beizuwohnen, der Sohn, um seinen allerlehten Liebesbesuch abzustatten. Denn nach einem theilweise noch befolgten Volksbrauche sollen Brautleute vierzehn Tage vor der Hochzeit sich nicht mehr besuchen, ihr Dorf nicht mehr verlassen, des Abends kein Nachbarhaus betreten, ja nicht einmal ihre eigene Dachtraufe überschreiten. Dieses unter manchen Dorfsknabenschaften noch eingehaltene Sittengesetz will den Brautleuten nicht bloß Selbstbeherrschung auferlegen und sie damit vor übler Nachrede bewahren, sondern es bringt ihnen in Erinnerung, wie viel noch zu thun übrig sei, um in dieser kurzen Frist das neue Wohnhaus zu bestellen, die Brautfuhre aufzurüsten und für den eigenen Bedarf, sowie für denjenigen ihrer Gäste in Dach und Fach, in Küche und Keller vorzusorgen. Als nun Magdalena ihrem diesmal heimkehrenden Rudolf das Geleite gab und am Ufer des Sees angelangt den lezten Abschied nehmen sollte, brach sie in Thränen aus, und von einer trüben Ahnung ergriffen, bat sie den Geliebten inständig, sie doch gleich jetzt mit sich in sein Dorf heim zu nehmen, oder selber diese Woche über in Fahrwangen zu verbleiben, damit man am Hochzeitstage zusammen nach Reinach zöge. Doch Rudolf verwies ihr diese Weichmüthigkeit und zeigte ihr vielmehr die Ehren einer Braut, die sich getrösten dürfe, schon in acht Tagen Frau zu werden, ohne je in ein unlauteres Gerede der Leute gekommen zu sein.

Da zog sie denn ihr Wischigarn hervor, ein gestricktes Schnürbeutelchen (ableitend von französisch sicher, fischieren, feststecken), um dem Liebsten die zehn Kronen Nadelgeld, die sie sich erspart hatte, als Mahlschack mitzugeben. Doch Rudolf bedurfte heute weder eines weitem Liebeszeichens mehr, noch dieses Sparpfennigs, er gab dem gutherzigen Kinde ihr Beutelchen zurück, dankte ihr und bat sie, es auf spätere Zeiten aufzubehalten. Und so giengen sie schließlich von einander, er mit dem Vater über den See, sie zu ihren Eltern zurück. Am Hochzeitmorgen war es schon mit dem frühesten lebhaft in Fahrwegen. Es war der Montag nach St. Thomastag im Jahr 1608. Der Vater der Braut hatte die Spielleute und das Gefolge zur Morgensuppe bei sich versammelt, alle Kinder und alle Armen der Gemeinde stunden draußen vor den Fenstern und erhielten gleichfalls ihr Theil verabreicht. Die Braut, die nun für immer aus ihrem Geburtsorte schied, wurde dann auf den Brautwagen gesetzt, gezogen von schellenklingenden Rossen und begleitet von den Gästen gieng's unter Anstimmung des Brautliedes durch's Dorf zum Gestade hinab. Als hier der Schiffsmann, der sie an's jenseitige Ufer bringen sollte, die große Schaar der Leute überzählte, getraute er sich nicht, sie zusammen in sein eines Schiff zu nehmen und entfernte sich, um noch eines herbei zu holen. Dieß fand sich in der Nähe, war aber an einer Kette angeschlossen, zu welcher der Schlüssel fehlte. Während der Fehr nun sich abmühte, den Kettenring zu zerschlagen, wurde der Gesellschaft darüber die Zeit zu lange. Bader, ein in seiner Freude übermüthig gemachter

Gast, lockte die Leute in das bereit stehende Schiff und stieß ab. Das Fahrzeug gieng so tief im Wasser, daß Etliche sogleich wieder zu Lande zu kehren beehrten; allein Bader ließ es nicht zu und beschwichtigte sie mit dem Glauben, wo der See tiefer werde, müsse es sie auch um so besser tragen. Doch das überladene Schiff faßte Wasser, die Angst der Leute wuchs, und als ein Mädchen im blinden Schrecken ihren Platz wechselte und rasch auf die andere Seite sprang, schlug das Fahrzeug um und alle stürzten unter lautem Geschrei in die Wellen. Die Braut, mit vier andern Personen kam gar nicht mehr zum Vorschein; drei ihrer Brautjungfern fand man nachher todt am Grunde, aufrecht stehend, mit den Armen einander umschlungen haltend. Dies Alles gieng ganz nahe am Ufer vor sich und bei einer Tiefe, die nicht über acht Fuß betrug. So konnte es geschehen, daß sich fünf andere Personen retteten, darunter namentlich Bader, der Urheber des Unglückes, der schwimmend das Ufer erreichte, obschon sich ihm dabei sein eigenes Weib an den Fuß geklammert hielt. Eine Frau schleuderte rechtzeitig Gürtel und Rock von sich und schwamm beherzt an's Land. Während sich hier dieser Jammer zutrug, läutete man drüben in Reinach schon die Hochzeits-Glocken, der Bräutigam sammt Gefolge hatte sich auf den Weg zur Kirche begeben, welche weit außerhalb des Dorfes, aber nur eine halbe Stunde vom Seeufer entfernt gelegen ist. Nun bestieg der Pfarrer schon die Kanzel und begann die üblichen Formalien abzulesen, in der Meinung, mittlerweile werde auch die Braut anlangen. Doch statt ihrer kam nur zu bald die Trauer-

nachricht vom See her und trieb die Versammelten auseinander. Alles eilte nun auch hier zu Schiffe und fuhr der Unglücksstelle zu. Hier hatte man indessen die Leichen aus der Tiefe geschafft, und dieselben Kasse im Schellengeschirre, die heute morgen den Brautwagen gezogen hatten, standen wiederum am Ufer, um jetzt vor den Leichenwagen gespannt zu werden. Auf dem Kirchhofe zu Seengen legte man die Ertrunkenen zusammen in ein gemeinsames Grab. Mutter und Vater der Braut erkrankten vor Jammer; ihrem betrübten Schwiegersohn, dem nach örtlichem Erbrechte das Vermögen der Braut nicht verabsolgt werden durfte, bestimmten sie von sich aus siebenzig Gulden Erbe „zu seiner Ergözung“. Im Jahre 1608, da jene unglückliche Brautfahrt geschah, entstand auch das hier folgende Lied.

Die Brautfahrt am See.

Schweigt nun still und habet Ruh
und höret mir ein wenig zu,
wovon ich euch will singen,
von Kummer und viel Herzeleid,
faun kann ich es vollbringen.

Ein frommer Vater ist euch bekant,
Rudi Stahler ist er genannt,
zu Reinach ist er gewesen,
vom Handwerk war er ein Hufschmied gsin,
in der obern Schmitten gefessen.

Er hat erzogen einen Sohn,
der nahm sich auch des Handwerks an
und ist in die Fremde gangen,
und hat sich in Ehren verliebet do
in ein Mägdlein zu Fahrwangen.

Das war Magdalena Fuchs genannt,
zu Fahrwangen war es wohl bekannt,
allda erzogen und geboren;
als der Rudi mit ihr wollt Hochzeit han,
hat er's gar bald verloren.

Acht Tag bevor er hat Hochzeit ghan,
da gieng mit dem Vater der Bräutigam
hinüber in's Dorf nach Fahrwangen
zu der getreuen herzlichsten Braut,
die hat ihn freundlich empfangen.

Und ist mit ihm Rath's worden do,
bis an den See soll er ihr entgegen-ge,
ihrer da warten ehrlichen,
er soll sie heischen aus dem Schiff,
und sie führen nach Reiningen.

Zehen Kronen zog sie herfür
und sprach: Rudi, nimm das Geld mit dir!
das gieb ich dir in Treuen.
aber er sprach: Es kommt uns noch wohl,
behalt du's zu deiner Aussteuer!

Als er nun wieder heim wollt geh,
gar lieblich that sie ihn umfoh:
ach bleib du bei mir daheime,
oder laß mich lieber mit dir hei,
mein Sinn ist bei dir esseige!

Er aber sprach dazu: O nei,
wir kommen sonst in ein Geschrei,
deß müßten wir uns schämen;
es ist noch um acht Tag zu thun,
so kommen wir Allbeed z'sammen.

Also giengen sie wiederum heim
und kauften auf die Hochzeit ein
und ließen es verkünden,
ladeten die Nachbarn ein
mit ihren guten Fränden.

Und als die acht Tag ummen war'n,
kamen die Spielleut herzu gefahr'n,
die Morgensuppe zu essen,
darnach machten sie sich auf zum See
und stund in's Schiff geseffen.

Und sie sangen zu dieser Frist:
wann mein Stündlein vorhanden ist
und ich soll fahren meine Straßen,
begleit du mich, Herr Jesu Christ,
mit Hülff mich nicht verlasse.

Der Schiffmann sprach: Es sind schier z'viel,
noch um ein Schiff ich luegen will!
und gieng bald unverdroffen;
da fand er auch etwelche Schiff,
sie waren aber angeschlossen.

Und weil die Schlüssel nicht waren vorhanden,
stieß ein Bader das Schiff vom Lande,
der gern als der erste wollt singen:
auf mit der Braut wohl über den See!
der bracht es zu bösen Dingen.

Und da das Schiff vom Land sollt gehn,
drückt es tief ins Wasser schon,
daß es ihnen that grusen:
ihrer etliche waren im Schiff,
die beehrten wiederum usen.

Der Bader war ein frecher Mann,
er sprach: nicht! rückt nur tapfer dran,
das Schiff wird uns bald tragen,
sißet still, das ist mein Will,
und höret auf zu klagen!

Der Fehr, der um ein Schifflein luegt,
mit Gewalt er einen Ring zerschlug,
und riß es von der Ketten;
ach lieber Gott! er kam zu spät,
wie gern er sie möcht erretten.

Ein Mägdelein, das war groß und schwer,
und wo es saß von ungefähr,
da sank das Schiff am schnellsten;
da saß es an ein ander Ort:
das Schiff that sich gar umwälzen.

Sie fielen alle in den See,
da hört man nur von Ach und Weh,
groß Jammer und groß Leide;
die Braut schrie: O mein Bräutigam,
muß ich jetzt von dir scheiden!

Ein reiches Bauerntöchterlein
sprach: o herzlichster Vater mein,
dazu meine liebste Mutter,
ich ertrinke hier im tiefen See,
ich komm euch nicht mehr zu Gute!

Drei Mägdelein hielten einander umsohn,
und blieben so im Wasser stohn
und nahmen da ihr Ende;
da man sie aus dem Wasser zog,
hielten sie sich noch bei'n Händen.

Dem Bader hanget sein Weib am Fuß,
daß er mit ihnen schwimmen muß
wohl zu denselben Stunden,
bis wo das Wasser niedrer war
und sie beide fanden Grunde.

Weiter ich noch vernommen hab,
ein Weib zog Rock und Gürtel ab,
darnach sei sie geschwommen,
zwei Mägdlein hab sie mit ihr geführt,
und sei mit ihnen entronnen.

Also sind ihrer fünf entronnen
und usen frochen oder geschwommen;
die Andern händ müssen ihr Leben
und auch ihre Seel' dem lieben Gott
in Wassernoth aufgeben.

Wie wohl des Wassers Tiefe war ring,
ein halb Ell' über Häupten gieng,
hätten sie nur können g'schwimmen,
so hätten sie der großen G'fahr
gar leichtlich mögen entrinnen.

Denn alles war so nah am G'stab,
wenn einer eine Schalten hat,
oder eine lange Stangen,
der hätte wohl mögen haben Grund
und sie damit erlangen.

Die Braut hat bei ihr ein Wischigarn,
und als sie wieder gesunden war'n,
Zehn Kronen lagen darinnen;
die bald sie ihrem Bräutigam
auf die Hochzeit wollte mitbringen.

In die Reinacher Kirche kam eine Mär,
daß die Braut selbst fünf ertrunken war:
o weh der großen Noth,
sie liegen zu Seengen ennet dem See,
es sind schon alle fünf todt!

Dem Pfarrer hat man's nicht anders g'seit,
sie hend ihm geben diesen Bescheid:
mit der Predigt soll er fürfahren,
die Braut komm jetzt einmal noch nicht,
er soll nicht länger sich sparen.

Der Bräutigam sprach: Ach liebe Madlen,
soll ich jezund dich nimmermehr gseh'n,
o weh mir armen Gefellen!
der liebe barmherzig Gott bewahr
dich mit Leib und Seel' vor der Höllen!

Da kam ein Bote nach Fahrwangen
gar eilend in's Dorf hinein gegangen,
zu holen Ross und Brautwagen,
damit man die ertrunkenen Leut
wiederum mög heimtragen.

Wi der Wagen ist zum See hin cho,
hat man die Rollen an den Rossen gloh;
doch daran ist wohl zu merken,
daß selbiges nicht aus Hoffahrt geschah,
sondern aus größlichem Schrecken.

Sie wurden auf den Wagen g'leit
und ehrlich zur Begräbniß b'leitt;
so thut das Glücksrad sich speren,
so thut es liebliche Hochzeitsleut
in Trauerleute verkehren.

Da es der Magdalena Vater vernahm,
in einen großen Kummer er kam,
er klagt sich außer der Massen,
daß er so sein liebsteß Kind
auf die Hochzeit hab gehen lassen.

„Könnt ich dir wiederum kaufen das Leben,
ich wollt wohl tausend Gulden geben,
doch du bist mir entrunnen!
es wär mir wohl viel lieber g'stu,
ich wär um mein Gut gekummen!“

Und da es die Mutter hat vernommen,
besorgt man, sie werd von Sinnen kommen
in solchen schweren Gedanken;
sie legt sich vor Kummer in das Bett,
ward allmächtig krauke.

Und was ich anzeigen muß dabi,
man sagt, es sigen Dienstmägd g'si,
haben Leben und Dienst mit aufgeben,
die der liebe Gott wöll dingen nun
bei sich in dem ewigen Leben.

Die Brautsfreund hend sich g'ha fürgnoh,
sie wöllten den Schmied nit erbe loh,
und thaten also sprechen: ◆
es sig ihm die Braut noch nit zuerkennt,
bis der dritte Ruf sig g'schehen.

Jedoch so hat man ihm gefolget herfür
siebenzig Gulden Erbe von ihr,
damit söll er sich begnügen.
Ergöb' ihn der lieb Gott seines Leids
und Alle, die Leid trügen!

Als man nach unferes Herrn Geburt
sechzehnhundert Jahr zählen wurd
und in das acht' ist kommen,
am Montag nach Sant Thomastag,
hat man dies Unglück vernommen.

Also hat sich zutragen die G'schicht;
darum zürn es niemand nicht,
das Lied will ich beschließen;
ich d'erbitt euch, lieben Christenleut,
ihr laßt euch's nicht verdrießen.

Vorstehendes Lied, sammt einigen Notizen über dasselbe
ist der gütigen Mittheilung des Herrn Pfarrers G. Feer
zu Fahrwangen zu verdanken. Es wurde aus der Auf-

zeichnung eines Mannes genommen, der daselbst erst vor einigen Monaten gestorben ist. Kaspar Schlatter von Fahrwangen, in seinem Dorfe Schmieds-Hartmanns, oder auch Schmieds Hapikaspar genannt, war ein armer Leineweber gewesen, hatte sein Leben außer seiner Heimath zugebracht und wurde erst durch Alter und Noth in dieselbe zurückgeführt, um da von der Gemeinde verkostgeldet, recht als ein armer Mann abzusterben. Er schleppte sich in seinen Tagen der Arbeitsunfähigkeit mit einigen alten Büchern, schrieb geistliche und weltliche Lieder zusammen (drei gebundene Liederbücher von seiner Hand liegen uns vor) und pflegte sie von seinem Ofensitze aus hinzusingen und herzusagen, darunter auch diese „Seefahrt“. Letztere soll er sich nach einem fliegenden Blatte in einem vierten Bande seiner Sammlung abgeschrieben haben, allein gerade dies betreffende Liederheft war ihm in seinen letzten Jahren abhanden gekommen und ist seither nicht aufzutreiben gewesen. Man sagt, man habe ihm dasselbe wahrscheinlich der „Bubenlieder“ wegen entwendet, die es enthielt. Der Text unseres Liedes zählte handschriftlich 45 Strophen; in unserer Mittheilung sind etliche weggeblieben, welche sich in Todesbetrachtungen wiederholen, etliche andere mußten auf ihre strophische Form erst wieder zurückgebracht werden. Letzteres möchte um so eher geglückt sein, je weniger wohl der Leser nun eine nachbessernde Hand bemerken wird. Von der Weise, in der das Lied gesungen wurde, ist in Fahrwangen nichts mehr zu hören; wahrscheinlich war der Leineweber der letzte, der die Melodie wußte und hat sie nun

mit sich in's Grab genommen. So stirbt das Volkslied vor unsern Augen ab, es vergeht mit dem letzten Mütterlein im Dorfe, die noch eine altmodische Brenzhaube trug, gleichwie es mit diesem Weber geschehen ist, welcher hier der letzte Fahrende Mann gewesen ist. Und wie einst im Mittelalter der Inhalt der Heldengedichte sich erst in die Volksbücher auflöste und dann gänzlich vergessen wurde, so ist nun bei uns auf die Zeit des Volksliedes noch ein kurzer Nachsommer von Volksfagen gefolgt, doch ohne die Gunst einer besondern landschaftlichen Lage wird sich jetzt auch die Sage bald verlieren. Wo sie nicht in der Hut ist eines einsamen Bergdorfes, eines abgeschieden liegenden Sees mit seinen sommerlichen Reizen und winterlichen Schrecken da läuft sie schon lange Gefahr, gänzlich in Phantasterei, Süßlichkeit und öde Gespenstergeschichtlein auszuarten. Daher die Mißachtung, in die sie beim Volke selbst schon gerathen ist. Denn der Enkel erzählt dieselbe Dorfgeschichte schon anders, als sie der Großvater einst erlebt oder erfahren hat, und beim Urenkel kann sie bereits vergessen gehen. Mit jedem Geschlechte schwindet nicht bloß die genaue Erinnerung jener Begebenheiten, deren Augenzeuge es selbst gewesen ist, sondern ebenso die naturgetreue und tiefer gehende Empfindung für die Richtigkeit des Erzählten, so daß dem jetzigen Verstande oft ein stiller Unwille anzumerken ist, weil er an solche ihn umschwebende Reste älterer volksthümlicher Vorstellungen doch noch immer sich gekettet sieht. Solcherlei Vorgänge und Wandlungen lassen sich aus den Sagen überhaupt erkennen, und die hier nachfolgenden aus dem Hallwiler Seethale drücken es

nur zu bestimmt aus, wie nach dem Aufhören des Volksliedes auch die Sage abblättert und der Glaube an sie endigt. Wir fassen diese Erzählungen zusammen unter dem Namen See stimmen.

Wenn an schönen Sommertagen die Leute zu Beinwil in ihren Rebbergen, oder sonst bei der Arbeit auf dem Felde sind, so vernehmen sie vom rechten Seeufer her, aus der Gegend von Meisterschwanden herüber, ein wehmüthig lautendes Rufen und glauben darinn die Stimmen des unglücklichen Brautpaares wieder zu hören. Allein je nach dem Stande der Bitterung wechseln diese Töne mannigfach und erhalten demgemäß verschiedenartige Deutungen. Oft scheint eine Koppel Jagdhunde mit Schellen-Halsbändern, oft ein Zug Rosse, mit Schlittengeschelle behangen, durch die Gegend zu ziehen; dann nennt man dieses klingende Geräusch den Schellenpeter und trotz der Wunderlichkeit dieses Namens knüpft sich noch eine edlere Vorstellung daran. Man erzählt nämlich so. Am Hallwiler See stand einst ein kleines schmuckes Kirchlein mit blanker Kuppel und einem Glöckchen von lieblichem Ton. Wer dessen Läuten am frühen Morgen vernahm, war den ganzen Tag über von allen Sorgen frei. Das Kirchlein ist in den See versunken, doch sein Geläute läßt sich zuweilen noch hören, Bekümmerte fühlen dann darüber sich wundersam getröstet. Das ist das Seeläuten. Man bemerkt, wie hier das Fortläuten einer in den See mitversunkenen Kirchenglocke, sodann die Koppel Hunde mit ihren Glockenhalsbändern, auf jene Rosse des Hochzeitzuges zurückweisen, von denen das Lied angiebt, man habe sie in

demselben Schellenkummet dem Leichenwagen vorgespannt, in welchem sie eben erst den Brautwagen gezogen hatten. Allein der grübelnde Verstand will sich auch jenes schreckhafte Rufen und Klagen menschlicher Stimmen mit erklären, in welches das Seeläuten sich plötzlich umwandelt. Er kann es nicht den so schuldlos zu Grunde gegangenen jugendlichen Brautleuten beimessen, daher hat er das Hochzeitspaar in ein mittelalterliches Ritter- und Tyrannenpaar verkehrt, dessen nächtliches Angstgeschrei über die Seebreite bis Birrwil herschallt. Hierüber geht dann dieser Bericht. Zwei adelige Brüder beherrschten einst die ganze Umgegend. Das Schloß des einen stand auf der Nordseite von Beinwil an der Stelle, die jetzt Wingart heißt; das des andern lag am jenseitigen Seeufer drüben auf dem Lindenberg. Dort hinüber zum Besuche zu gehen, kam einst der Beinwiler Freiherr mit Weib und Kind an's Ufer herab und ließ sich vom Fährmann übersetzen. Als sie mitten auf dem Wasser waren im Angesicht der beiden stolzen Schlösser, enthielt sich der Freiherr nicht, Großes zu reden von seinem Besizthum und wie er es in Zukunft noch zu vermehren hoffe durch den Schweiß der Unterthanen. Da gedachte der Fährmann, daß es Gott wohl in seine Hand habe geben wollen, solchen Bedrückungen vorzubeugen; er stürzte das Schiff um, und der Herr sammt seinem Geschlechte ertrank. Der Schiffer erreichte das Ufer, erzählte das Geschehene und versetzte damit die Leute in eine solche Erbitterung, daß sie nun auch gegen den Lindenberg hinan stürmten, den Bruder dorten vertrieben und seine Burg zerstörten.

So erzählt die Ortsfage am linken Seeufer; ganz anders hingegen lautet sie auf dem rechten Ufer, auf das wir ihr nun nachfolgen. So weit sie aber hier vom Vorhergehenden abweicht, so führt sie doch abermals auf das schon besprochene Ehepaar hin. Dies heißt hier der Munnelimann und das Munneliweib. Südwestlich von Sarmenstorf liegt auf einer kleinen Anhöhe ein geringes Laubwäldchen, Namens Fluberen, und darinn eine einsame Stelle, welche das Munneli oder Monneli heißt. Dies ist der Sitz des Monnelimannes. Er soll einst Ammann zu Meisterschwanden und bei seiner Amtsführung in Erpressungen und Betrügerei ebenso erfinderisch gewesen sein, wie weiland der berühmte Freienämter Stiefelreuter. Bald jöhlt er nun auf der Berghöhe wie ein Jäger, bald ruft er am Seeufer wehklagend. Er führt eine Zahl Hunde mit sich, die jedes unfolgsame Dorfkind zu fressen drohen. Auch den Holzdieben geht er zu Leibe, verstümmelt sie und trägt sie im Ledersack in den See. Gesehen kann er nur von solchen Leuten werden, die an Fronfasten geboren sind, gehört hingegen hat ihn früherhin Jedermann, wie er des Nachts in jenem Wäldchen sein langes heftiges Geheul erhob. (Ab. Baur von Sarmenstorf). In's Rittermäßige spinnt sich dann dieselbe Sage wieder aus, wo eine nächste Ruine ihr zum neuen Anhaltspunkte werden kann. Geht man nämlich von hier dem Nachbarorte Fahrwangen zu, so kommt man an dem Platz vorbei, auf dem einst die Burg der Freiherren von Fahrwangen gestanden hat, die in der Zeit der Blutrache, verhängt gegen die Mörder Albrechts, gebrochen worden ist.

Des Kaisers Kinder, Herzog Leopold und Königin Agnes von Ungarn, ließen das Schloß schleifen und die 63 Mann der Besatzung enthaupten. Agnes trat hierauf als Nonne in das von ihr gestiftete Kloster Königsfelden. Nach dieser blutigen Begebenheit, bei der jedoch die Bethheiligung der Königin Agnes noch keineswegs geschichtlich ermittelt ist, hat sich nun hier ein Theil der Ortsfage umgestaltet. In der Ruine erhebt sich in stillen Nächten plötzlich ein Klopfen und Pochen, und heulende Stimmen mischen sich drein. Dann kommt auch der Wind hergestürmt und der See fängt an zu brausen. Dabei schaut ein altes Weib aus der Burgmauer, ihre Haare sind kauzenhaft in die Höhe gesträubt, ihr Gesicht ist wie von Spinnweben überschleiert, ihre Hände hält sie starr empor und schreit die Leute der Burg aus dem Schlafe. Diese treten auf, lauter Geharnischte, die ihre Köpfe unterm Arme tragen. (Seminarist Rud. Hediger von Boniswil.) Auch dieses Nachtgeschrei nennt man hier Nunneli und Nonneli, hält aber jetzt nur die zweite Spielart des Namens fest und wandelt damit das Seegepenst in die geschichtliche Nonne Agnes um. Diese Sinn- und Namensverdrehung beruht auf einem halbgelehrten Einfall, welchen die Mundart wieder zu Schanden macht. Nienerli wird im benachbarten Luzernerlande jenes kinderräuberische Gespenst genannt, das am Nienerlisgraben bei Buttisholz wohnt und dorten die zusammenschleppten Kinder mit Haut und Knochen aufspeist; daher der landesübliche Reim: Im Nienerlisgraben, da muß ich g'nagen! (Lütolf, Fünfortische Schweizerfag. Heft I. S. 39.) Ueber diese Wasser-

Elben Namens Nunneli in den Sagen Deutschlands handelt bereits Wolf, Beitr. 2, 287; sie gehören sprachlich zu den nordischen Nennir, latein. nanus, unter denen man sich nicht bloß schädende Zwerge, sondern auch elbische Kossedachte, die ihre Schlachtopfer in das Teufelsbad versenken; vgl. Simrock, Myth. 476. So schleppt hier auch der Nunnelimann die ertappten Diebe in den See. Der redende Begriff, den dieser Name in landschaftlicher Anwendung noch behalten hat, ist zum Schlummer einsingen. Im Berner Oberlande bedeutet nunnen durch die Zähne singen. Alp. Rosen 1827, 376; nunnen, in Appenzell, ist ohne Worte singen. Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1788. 1, 334. Daraus erwächst der Begriff des Kindeinschläferns mittelst Ammenlieder, und so heißt dann schlesisch Minne die Wiege (Bibra, ibid. 1787, 135), niedersächsisch Munnucken das Milchglas der Säuglinge (Happel, Akadem. Roman. Ulm 1690. 2, 1025) und appenzellisch bedeutet Nieneli und Jehneli (Tobler, Sprachsch. 283, 334) etwas gar Hübsches und Schönes als Kindergeschenk. Das Schlummerliedchen in Stöbers Elsäß. Volksb. Nr. 2 hebt daher an: Minnele nannele, und aargauis chdasselbe: Nunt-nunt-soli. (Memann. Kinderl. Nr. 689). In Herrlein's Speffartsagen, S. 228 sind die Nunnen kleine Wasserfräulein, welche kranken Kindern Heilränke und Blumen bringen, daher diese Wiegenreime:

Heio popeio die Nunne,
 Die bringe mei'm Kathrinchen Blume.
 Heio popeio die Munnerecher

Bringe dem Kindche Blümercher,
Und die schöne Rosmarei
Soll mei Kindche schläfern ei.

Eine dieser Wasserfeen heißt hier Rosa Maria und zeigt mit ihrem redenden Blumen- und Madonnennamen, wie sehr entfernt die echte Sage über ein unter den Seerosen verborgen lebendes Nunneneib abliegt von jener bluträcherischen, Nonne gewordenen Königin Agnes, die man damit fälschlich in Zusammenhang zu bringen sucht. Lächle man immerhin über den linguistischen Aufwand, der wegen dieses unbedeutenden Wörtleins hier gemacht ist; wenn damit nur festgestellt wird, daß die Sage, wie sie vor aller Geschichte besteht und immer das ursprünglichere ist, alle ihre Entstellungen und Verluste den unzeitigen Einmischungen des Geschichtlichen zuzuschreiben hat. Denn auffallender Weise muß einer in ihrem Detailwissen so selbstbefriedigt lebenden Zeit noch immer gezeigt werden, wie oft wir Geschichte und Mythe mit einander verwechselt und damit die Erkenntniß unseres eigenen Alterthums uns neuerdings verbaut haben. Und wie wenig die sich selbst überlassene Volksvorstellung geneigt ist, mit ihren Ortsagen vornehm zu thun, mit ihnen einen historisirenden Brunk zu treiben, mit ihnen in die ritterliche Zeit des deutschen Kaiserthums zurückzuspringen, dieß erhebt unmittelbar aus der Gestalt, welche derselbe Stoff in der Nachbarschaft jener Burg Fahrwangen angenommen hat. Statt eines hier nicht geglaubten Raubritters, spricht man da nur von einem gemeinen Räuber, den man nach seinem Dorfe und Geschlechte noch genau zu kennen

vorgiebt. In Meisterschwanden tödtete der Schwanenwirth einen bei ihm übernachtenden Weinhändler, trug ihn in einer Bütte zum See hinab, um ihn zu verscharren, wurde darüber entdeckt und gehängt. Oder die Erzählung lautet auch also. Ein mit vielem Geld beladener Mann verlangt zu Meisterschwanden Nachts noch über den See und nimmt deshalb im dortigen Armenhause einen Mann mit, der ihn führen und den Birrwiler Schiffen das Zeichen geben soll, herüber zu fahren und Jemanden einzunehmen. Dieß geschieht mittelst eines Hornstoßes. Allein der Führer erschlug den Reisenden, plünderte ihn aus und ließ ihn am Ufer liegen. Die kommenden Schiffleute entdeckten den Hergang, und der Uebelthäter wurde gehenkt. Seitdem muß er drüben bei Meisterschwanden auf der Höhe des Kapf „holen,“ nämlich Hornstöße blasen, so oft ein Witterungswechsel eintritt. Er selbst hat davon seinen Namen, „man hört den Holi wieder, es wird anderes Wetter geben,“ pflegt man zu sagen. Zu Tennwil, am westlichen Ufer, ist es der Geist eines übelthäterischen Schweinehirten; er ruft aus einem dortigen Buchenwäldchen gleichfalls mit der Stimme eines Mannes heraus, der über den See gestoßen zu werden verlangt. Alsdann, sagt man, werde das Wetter bald umschlagen. Aus Raubsucht führte er einen Reisenden, anstatt an den See, in seine entlegene Hütte, durchstieß ihn im Schlafe mit einem glühend gemachten Eisen, viertheilte die Leiche und warf sie, um unentdeckt zu bleiben, den Schweinen zum Fraße vor. So weit reicht die Sage, hier aber bricht sie vollständig ab. Man hat nämlich schon seit einem ganzen Jahre

ienen Hornstoß vom Kapf her nicht mehr gehört. Diesen Umstand erklären sich nun die Leute damit, daß neuerlich in Meisterschwanden selbst eine nach Birrwil gehende Fähre errichtet worden und dadurch das Geister-Signal des Holi überflüssig gemacht ist. Eine gar zu triviale Lösung des bisherigen Räthfels, bei welcher ein anderer alter Glaube, der noch am See andauert, nicht einmal seine Erledigung findet. Im Schaum der Wellen, die der Sturm an's Ufer schlägt, glaubt man nämlich unter Wimmern und Wehrufen ein Menschenhaupt auftauchen zu sehen. Dies führt wieder auf den Inhalt unseres Volksliedes zurück und erinnert zugleich an eine entsprechende Volksfage vom Thunersee. Noch soll, erzählt man uns, daselbst an der Kirchenwand zu Spiez die Unglücksgeschichte verzeichnet stehen, wie ein Brautpaar sammt den Hochzeitgästen bei einer Luftfahrt auf dem Thunersee ertrunken ist. Der Sturm, der sie verschlang, heißt es, sei entstanden, weil der muthwillige Bräutigam einen Kreuzer in's Wasser warf, um bei eingetretener Windstille den Fahrwind mit diesem lächerlichen Trinkgeld herbei zu locken. Noch jetzt taucht jährlich an dem bestimmten Unglückstage das Schiff bei den Ufermauern von Spiez auf, die Hochzeitsleute sitzen im Kahn mit Kränzen und Sträußen, aber ein jedes von einem ungeheuerlichen Thiere bewacht. Das Grab der Leute versetzt man nach Spiez an eine Felswand, wo die ebbenden Wellen zuweilen die Ueberreste eines in den Fels gehauenen Denkmals erblicken lassen. Auch hier wieder mischt sich schließlich ein halb geschichtliches Urtheil aus der Neuzeit mit ein; denn wie eine Notiz hierüber

in den „Ritterburgen der Schweiz“ 2, 427 angeht, wollen die Leute an eben jenem Denkmal die Wappenschilder der alten Oberländer-Barone Bubenberg und Strättlingen erkannt haben.

Wenden wir uns wieder zurück zu den Eagen von der Seestimmen. Jenes Phänomen, welches zu Meisterschwander am rechten Ufer des Sees der Hornbläser Holi genannt wird, bezeichnet man am linken zu Birrwil als das Wimmern des Seefräuleins. Um letzteres daselbst am besten zu hören, muß man beim Birrwiler Landungsplatz auf die kleine Erdzunge hinausgehen, welche der Hentkerplatz heißt. Bemooßte, lange Marchsteine umgrenzen diesen geringen Raum. Hier wurden ehemals die Maiengedinge abgehalten und die Bluturtheile vollzogen. Auch die Selbstmörder, die im See ihr Ende gesucht hatten, wurden hier zur Leichenschau ausgestellt. Durch sie ist das Gras hier giftig geworden, Futter von diesem Platz würde die Kühe tödten; niemand mag daher ihn erwerben. Eben von hier aus heißt es, kann man das Wimmern des Seefräuleins vom jenseitigen Ufer herüber am deutlichsten vernehmen (Reinach's Volksbote, 11. Dec. 1858). Man darf hier nur den See verlassen und vom Dorfe bergan steigen, so gelangt man Schritt um Schritt zu deutlicheren Anschauungen über dieses mythische Wesen, das beide Ufer, die ganze Fläche des Sees und ringsum die beiden Bergzüge einnimmt. Man steigt durch ein tief eingeschnittenes Bachtofel empor, das Häfnloch; Sumpfkrauter, Erlenbüsche stehen im Grunde dieser Einsenkung; der einzige in ihr hervorragende Punkt ist eine nach beiden

Seiten scharf abgewaschene Kiesbank, so daß sie nun genau wie eine in den Boden eingesunkene Hausfirn gestaltet ist. Die Erde hat hier ein Schloß verschlungen. Nebenan fließt ein Bächlein, in dem man ehemals Goldsand gewaschen hat, hier liegt der Schloßschatz versunken.

Von hier weg hat man auch den alten Weg wieder aufgefunden, der zu der Römerstadt empor geführt hat, die oben im Hochwalde lag. Man geht über einen nun wüst liegenden Platz, auf dem noch vor etwa zehn Jahren eine gut gebaute Kapelle stand mit alterthümlichen Kreuzstöcken und Glasgemälden. Ueberreste von Ringmauer und Wall umgeben sie, zwischen denen zahlreiche Menschenknochen und Waffentrümmer liegen. Schwertklingen, Ringe, angeblich auch Thürangeln kamen mit zum Vorschein, als man vor etwa zehn Jahren die Kapelle brach; besonders Ziegel mit dem Legionenzeichen erwiesen, daß der Volksglaube hier mit einigem Grund von der untergegangenen Römerstadt spricht. Aber alles Gefundene wurde auf der Stelle zerschlagen und wieder verschüttet, damit man an solchem Heidenzeug sich nicht etwa ein Ungeheuer mit in's Haus schaffe. An der Kapellenmauer waren Eisenringe eingelassen, wie man sagte, für die hier anlegenden Schiffer, weil ehemals bis in diese Höhe der See gereicht habe. Zwei alte Glocken hingen im Thurme. Um die kleinere bot das katholische Luzerner Dorf Aesch so viel Geld, als sie selbst fassen könne, denn ein Haar der Mutter Gottes soll in sie gegossen sein; allein sie wurde aus einem gewissen Frömmigkeits-Interesse von den Reformirten doch nicht verkauft und hängt nun im neuen

Iburme zu Beinwil (Rud. Hintermann v. Beinwil). Beim Witterungswechsel sieht man um diesen Ort, namentlich gegen das sog. Beschützgäßlein hin, einen schwarz gekleideten Mann stehen. Seine Lederstiefel nennt man Schwabenstiefel, sie sind bis über die Schenkel heraufgezogen; in einer großen Wanne lüftet er Kronenthaler. (J. Merz, Gemeindefschreiber von Beinwil.)

Geht man von hier aus weiter gegen den Hochwald hinauf, so finden sich dorten Steinstufen, welche zum sog. Galgenhübel führen, auf dem man einst die Verbrecher richtete. Hier spuken mancherlei hauptlose Männer; trotzdem hält sich aber auch die Weiße Frau hier auf, die von so großer Freundlichkeit ist, daß sie schon manchem armen Leineweber, wenn er Bescholz im Walde suchte, ihre unterirdischen Schätze angeboten hat.

Hier erinnert sich die Sage wieder des ursprünglichen Baares; der Mann ist durch seine Stiefeltracht als Herrscher, die Weiße Frau durch den Glanz ihrer Gewänder und Reichtümer als Herrin gekennzeichnet, beide bieten offenliegende Schätze dar. Aber beide leben hier gleichsam schon in getrennter Ehe, an verschiedenen Wohnorten, er bei der gebrochenen Kapelle, sie vereinsamt im Hochwalde. Es ist ihnen nicht bloß das alte Burggemäuer und die Kapelle entzogen, sondern seitdem ihnen dies Versteck fehlt, mangelt ihnen auch die Stimme. Sie rufen nicht mehr, sie reden auch keinen Begegnenden an. Wenn nun jenes dem Sturm vorangehende Luftgetöse, das einem Menschenschrei gleicht, am Seeufer immer noch andauert, so kann es nicht mehr

ihnen zugeschrieben werden, und man muß daher noch weiter zu Berge steigen, wo der noch wenig wegsame Hochwald des Homberges in seiner mehrstündigen Größe und Einsamkeit dem Wunderglauben einen freieren Spielraum gewährt. Der Homberg mit seinem Hochsattel des Flügelberges liegt 790,8 Meter über dem Meere. „Auf dem Krusi“ ist die Aussicht weit und reich. Das Auge kann hier einen Kreisbogen von schwäbisch Hohentwiel an über die Appenzeller-, Glarner-, Unterwaldner- und Berneralpen durchstreifen und überblickt im andern Halbkreise die zwei Linien des Jura und des Schwarzwaldes. Dieser Berg scheidet der Länge nach das Wynenthal vom Hallwiler Seethale, mancherlei Ortschaften umlagern seinen Fuß, darunter der Flecken Reinach, der allein gegen dreitausend Einwohner zählt. Wie tausendfach also sind hier die Interessen, die sich ringsum an diesen Berg knüpfen, und wie häufig werden sie auf seine Waldsagen in gläubigem oder ungläubigem Sinne stoßen müssen. Dies wollen wir nun betrachten und schlagen dazu den Weg ein, der uns an den Seedörfern Birrwil und Beinwil in die Höhe führt. Kommt man da hinauf zur Berggemeinde Leutwil, dann von hier zum Grat des Homberges hinan, so gelangt man über die Eichhalde auf eine große, rings von Wald umschlossene Wiese, die Landvögtin genannt. Der Platz ist eine „Freiheit“, denn das Recht der „nachjagenden Aemter“ hatte hier seine Grenze, der hieher Geflüchtete war vor ihnen sicher. Das rührte angeblich aus den Zeiten her, da hier eine fromme Frau Landvögtin regierte und die Bergstadt Gufenstadt hier

noch bestand. Ueber diese fromme Frau soll noch ein eigenes Heftlein alter Legenden handschriftlich in den Waldhöfen des Flügelberges vorhanden sein; leider aber haben die darüber erhobenen Nachfragen bisher zu nichts geführt. Der Name Gufenstadt ist, wie der des bei Lenzburg gelegenen Goffisberges, rhätischer Abkunft; Gufel, Guser entsprechen dem churwelschen *covel*, das ist *cavus*, Höhle und Bergeinsattelung (vgl. *Narg. Sag.* 1, pg. 389). Nach dem Tode der Landvögtin ergaben sich die Bewohner dieser Heidenstadt dem Räuberleben, sie verbündeten sich mit der Römerstadt Lorenz, welche durch einen Bergsturz verschüttet bei Beinwil liegen soll, und plünderten auf beiden Seiten im Hallwiler- und Wynenthale. Das Landvolk stürmte und verbrannte hierauf das Städtlein und ließ den Ort vereinöden. Geht man von da gegen die Mitte des Oberwaldes hinein, so gewahrt man einen Trümmerhaufen von alten Tannen umgeben, den Sodbrunnen der Stadt, von dem bereits die Nargauer Sagen Nr. 99 viel Wundersames erzählen. Er ist jetzt bis auf 10 Schuh gänzlich mit Schutt zugedeckt. So oft das Wetter umschlagen will, kündigt es sich im Brunnen mit einem donnerähnlichen Getöse an, dann steigt ein Mann in grüner Tracht aus dem Sod hervor und wandert auf dem Bergrücken bis zur Hochwacht gegen Reinach hinaus. Hier aber muß er umkehren, um in seinen Brunnen zurück zu gehen. Diesen ewig gleichen Weg wandert er zur Strafe dafür, daß er das Wild lebendig feng, ihm grausam die Augen ausstach, oder einen Fuß lähmte und es dann wieder ledig ließ. Auf seinem Wege bläst er, oft in ganz melo-

discher Tonfolge, sein Waldhorn. Der Klang zieht sich vom hintern Homberg die Rife hinab nach Alliwil und soll oft noch jenseits des Sees bis nach Brestenberg und Meisterschwanden hin vernehmbar sein. Läßt sich dann gleichzeitig drunten bei Alliwil die große Schlange im See blicken, die ein Krönchen auf dem Kopfe hat, dann bricht die Wilde Jagd los und die Leute haben Eile, ihr Heu oder Korn vor dem raschfolgenden Landregen unter Dach zu bringen. Wenn das Horn jene schönen Melodien bläst, so geht auch der Holzhauer schleunig davon, sonst bekommt er ein „Mal“ am Leibe. Einmal hörte ein Beinwiler Bursche eine ganze Musikbande droben aufblasen und war so feck ihr nachzugehen. Beim ersten Waldweg gerieth er in einen Wirbelwind und wurde besinnungslos zu Boden geschmettert. Solches Unheil soll besonders in jener Gegend zu befürchten sein, wo noch ein Grundstein liegt, in welchem sich einst die Angeln des Stadthores vom Gufistädtlein gedreht haben. Hier kommt zu Zeiten die Landvögtin auf einem schnee-weißen Köpflin einher geritten. Entsteht aber droben ein Brausen und Tosen und bricht gegen Lütwil herab, so sagen da die Leute: „Der Junker Oberherr rott' se, d' Meuti wird abgl'o, s' Wildg'jagd foht a.“ Hier also im meilenlangen Hochwalde findet sich jenes im Thale geschieden lebende Ehepaar in seiner ursprünglichen Zusammengehörigkeit wieder vor, hier ist es noch sprach- und gesangsfähig, es tritt in seiner angestammten Würde auf, er als Oberherr, d. i. als waltender Ase, sie als seine mitregierende Frau Landvögtin, als Herrin der ganzen Landschaft; sie auf dem heil.

Rosse sitzend, gleich der spinnenden Landeskönigin Bertha; er ebenfalls auf dem Schimmel, dem Waidwerke nachziehend, gleich dem Dohinn selbst. Die Leute zu Reinach, die im westlichen Dorstheil, im sog. Berg wohnen, vernehmen diese Hornstöße, dieses waidmännische Hoho-Rufen mit Anbruch des Frühjahres als ein willkommenes Wetterzeichen und sprechen: Der Wilde Jäger auf Burg ist ausgezogen, es will warmen! Alsdann wird der Föhn den Reif abwischen von den Tannen im Hochwalde, und durch die Schneelagen am Pfäffiker Berge zieht sich der erste braune Erdstreifen hin. Dieser einsame Jäger ist also ein Frühlingsgott, der nicht ohne die mit ihm in's Land einziehende Maikönigin zu bestehen vermag. Endlich gelingt es auch noch, diese Beiden vereinigt hier zu erblicken, und die werthvolle Sage hierüber soll den Schluß dieser Mittheilungen ausmachen.

Hinten in den Homburger Hochwaldungen, die man nach den Höfen Flügelberg benennt und die in den Dorfbann von Birrwil gehören, liegt eine wenig gekannte kleine Höhle. Dahin kamen vor einigen Jahren zwei Knaben von Birrwil, um Holz zu lesen. Als sie sich der Höhle näherten, bemerkten sie plötzlich einen hellen Schein, und aus dem Eingange heraus stolzierten zwei schöne Pferde, gespannt an einen gar merkwürdig alten Wagen. Ein Herr mit einer vornehmen Frau saß auf dem Wagen, Beider Kleidung war an Farbe und Schnitt gleichfalls ganz absonderlich. So kamen sie zur Höhle herausgefahren. Das Auffallendste aber war, daß das Fuhrwerk nicht auf der Erde sich fortbewegte, Roß und Wagen liefen vielmehr auf schmalen in

die Luft ragenden Stangen, die ein Riese empor hielt. Während dem mußten die Knaben wie eingewurzelt stille stehen, mit gekrümmtem Rücken, Hände und Füße kreuzweise übereinander geschlagen; erst als der Wagen wieder zurückgefahren war und ein dritter Knabe erschien, der, zwischen der Höhle und den Beiden stehend, mit seiner Mütze wehte und winkte, wurde der Zauber gelöst. Als die Zwei in's Dorf heimkamen, erzählten sie, sie seien in des Teufels Klauen gewesen (Stud. G. Amöler von Reinach).

Hier kommen Gott und Göttin auf ihrem Tempelwagen aus dem hl. Hain hervor und halten in die pfadlosen Lüfte empor ihre Himmelfahrt. Ein Lichtglanz geht von ihnen aus und erleuchtet die Höhle, dann kommen sie wieder in dieselbe zurückgefahren. Sie werden mithin auch jetzt noch als im Berge wohnend gedacht, zwei förmliche Erdgötter. Der Eindruck, den sie machen, ist überwältigend, denn in anbetender Stellung verharren die zuschauenden Knaben, und nach der Hand scheint diesen für die Größe des Gesehenen kein anderer Name ausreichend, als dessen, der an Macht neben dem Christengott ihnen als der Zweite gilt.

Hier schließt sich diese lange Sagenschau ab; unser Heimweg kann nun um so kürzer werden.

Doben auf dem Berge wohnt der Gott, lenkt die Zeit, führt die Sonne herauf und das Jahr, und schenkt den Wesen das Gedeihen. Als Quelle des Lichtes ist sein Erscheinen kein leises, unhörbares; mit mächtig rauschendem Spiele bricht er hervor. Denn auch ein Phöbos Apollon ist nicht Sonnengott allein, er hat beim Göttermahle zu-

gleich die goldene Formir zu spielen. Jener und dieser sind beide leidenschaftliche Schützen; jener, um als leidenschaftlicher Jäger wilden Thieren einen bittern Tod zu geben; dieser, um nicht minder grausam als strafender Gott die Menschen durch Pestpfeile zu erlegen, denn der Strahl des Weltgestirnes ist, wie unsere Sprache es zeigt, ein scharftreffender Pfeil, der Wunden schlägt und Wunden heilt. Die beiden Erscheinungsfristen des Lichtgottes sind die Sommer- und die Winter-Sonnenwende. Je nach deren Naturbeschaffenheit ist er selbst ein weiblichmildes oder ein herrischgestrenges Wesen und wird, wie beide Zeitabschnitte, zu einer doppelten Persönlichkeit. Also durchjagt er eisgrau, schreiend, lauthezend, unter stürmischem Horngeschmetter die schnee-starrenden Bergwälder; oder er kommt mit der frühling-jungen Schwester und Braut unter dem Wohlgetön von Glockenschall und Quellengemurmel über Land und See gefahren. Dies ist Odhinn der Sonnengott, dies seine Braut die Frau Hulda (Holla), die wegen ihres Lichtglanzes allenthalben die Weiße Frau genannt ist. Er wird während der Zeit der Zwölften oder beim Julfeste als auf seiner Brautfahrt begriffen gedacht, sein zahlreiches Hochzeitsgefolge machen die Einheren und Walküren aus. Zum Hochzeitsgelage so vieler Gäste ist ein vorhergehender Jagdzug nöthig; dieser hat sich später in jene Wilde Jagd verkehrt, zu der nun um Weihnachten, also gerade um jene Zeit des alten Julfestes, bei uns der Oberherr auf dem Homberg auszieht. Wer alsdann auf der Höhe jenes anderen Homberges steht, der im Frickthale bei Wittnau gelegen ist, der sieht da über den

Jura hin die Wäsche von tausend Hemden und Leintüchern in der Sonne trocknend ausgelegt, die Schloßmusik der Homberger bläst mächtig dazu auf und der lange Hochzeitzug kommt über den Grat des Berges in imponirender Stattlichkeit gefahren und gegangen. Vgl. Margau. Sag. Nr. 114. 115. In unbegriffener, aber noch immer treu beachteter Herkömmlichkeit setzt dann der Mensch diesen Feierbrauch der alten Götterwelt in seinem eigenen Hauswesen fort. Zur selben Zeit backt unsere Bauernfrau aus süßem Teige zahme und wilde Thierchen, eine förmliche W. Jagd, und hängt sie dem Kinde an den Weihnachtsbaum. Auf der Spitze desselben prangt „die Frau“ in ihrem Glashaar, oder „der Mannoggel“ mit Wachholderaugen und rauschgoldener Krone. Hat aber der Strahl der Frühlingssonne die Eisdecke des Hallwiler Sees wieder gesprengt, dann läßt das Götterpaar den Wagen droben in den Höhlen der versunkenen Heidenstadt stehen, unter dem Klingeln der angeschirrten Reitrossen, unter dem Gesange der Seefräulein, dem Signalruf, der von einem Ufer des Sees zum andern schallt, besteigen sie das Geisterschiff, und die Seelenüberfahrt beginnt auf den wieder geglätteten Wellen. Erwähnenswerth bleibt es, daß auch zu dieser Zeit der heidnischen Frühlingsfeier die deutsche Hausfrau ihres priesterlichen Amtes wiederum eingedenk ist und abermals solcherlei Kuchen und Brode backt, deren Form und Namen auf diese Seefahrt hinweist. In schwäbisch Hall heißt man eine Gattung dorten gewöhnlicher Milchbröbchen Schiffchen, sie haben die diesem Namen entsprechende Form (Birlinger's mündl. Mittheilung). Kuchenbrode von

derselben elliptischen Form und dem gleichen Namen, sind in Weimar ein wesentlicher Bestandtheil der Weihnachtsbeschierung. Diese Schiffchen werden am Tage vor dem hl. Abend gebacken, sie sind von verschiedener Größe, mit Mandeln, Rosinen und Citronat wohlversehen, und man findet sie bis in die erste Woche des Neuen Jahres hinein in den Häusern vorrätzig. (Reinh. Köhlers briefl. Mittheil.)

Mehrfaches hat dazu beigetragen, daß sich in unserer Landschaft die Erinnerung an diese alte Frühlingsfeier nicht in ungetrübter Anschaulichkeit behaupten konnte. Seitdem der Tod, den jenes Brautpaar am Hochzeitstage hier im See gefunden hatte, das mitleidige Volksgedächtniß beschäftigte, mußte durch das Volkslied von der Seefahrt des Brautpaares die echte Sage von der Maifahrt des Götterpaares beeinträchtigt werden. Gleichwohl zeigen aber ältere Volkslieder aus derselben Umgegend, wie sie schon in den Aargau. Sagen (Nr. 2. 20. 21.) mitgetheilt sind, daß ihnen sämmtlich nicht solcherlei zufällige Unglücks geschichten, sondern weltalte Sinnbilder zu Grunde liegen, in denen die Menschheit den ewig gleichen Gang des Naturlebens von jeher sich zu verkörpern gesucht hat. Daher erzählt man am Jura und im Seethale also: Ein rauher Winter hielt das sich liebende Götterpaar bisher von einander geschieden. Nun wird See und Strom wieder offen, aber ehe dies ganz erfolgt, hat der hartherzige kalte Bruder seine Schwester auf ihrem Bergschlosse belagert gehalten und bis auf's Aeußerste gedrängt. Sie weiß sich jetzt nur durch die Flucht zu retten. Da verläßt sie Nachts ihre Juraburg ob Biberstein am Homberge, um auf der Aare

dem Belagerer zu entrinnen. Aber unten am Ufer fehlt Schiffer und Kahn, gedrängt vom Verfolger stürzt sie sich in's Wasser. Doch sie versinkt nicht, sie wandelt vielmehr mitten in der Aare hinab bis Basel in die Pfalz, und wo sie einst gegangen, da sieht man nun in stiller Nacht ihre Fußstapfen auf den Wellen in mildem Glanze nachstrahlen. Königin Bertha heißt sie, und wie ihr Name besagt, ist sie die lichtstrahlende Maikönigin, die vor dem Drohen des winterlichen Bruders entweicht. Sogleich hinter ihr werden sich die eingeschneiten Höhen begrünen und selbst der kalte Fluß flammt dann von Sonnenschein. So führt sie den Frühling von der Aare in den Rhein und besteigt in der Kaiserpfalz zu Basel ihren Thron. Schlägt sie aber ihr Hoflager am See auf, droben auf dem schöngestalteten Lindenberg, so heißt sie dorten Anna, weil sie als eine Göttermutter gedacht wird, und der nach ihrer Liebe Werbende wird Willi genannt, ein Beiname Odhinn's. Beim Dorfe Beinwil wirft sich Willi des Nachts in den See, um ihn der Breite nach bis zum Dorfe Mosen, oder bis Fahrwangen hin zu überschwimmen. Droben auf der Höhe hält die Geliebte indeß das Licht für ihn aufgesteckt, die lodernde Fackel, deren Widerschein ihm die dunkeln Wellen des Sees wie mit einer Himmelsleiter überbrückt. Hier nun kann das Wagemüß des Schwimmers mißlingen. Die neidische Schwester Anna's, oder ein plötzlich sich erhebender Windstoß löscht die Fackel aus, und ohne dieses Lebenslicht muß der werbende Willi in der lichtleeren stockenden Fluth versinken. Noch einmal hat der Wintersturm das Blüthenherz des Maies

geknickt. Doch Anna, die ohne Willi nicht zu leben vermag, wird im Tode mit ihm vereint; entseelt sinkt sie am Ufer bei der aufgefundenen Leiche des Freundes nieder, in Einem Grabe liegen hier Beide bestattet, ein ganzer Frühling schmückt es immergrün. Dies ist jene Hero- und Leandersage, die allen dem Naturcultus ergebenden Völkern eigen gewesen ist, und die daher nicht bloß am griechischen Hellespont, oder hier an unserem Landsee, sondern schon im alten Indien übereinstimmend wie ein unabänderliches Glaubensbekenntniß anzutreffen ist. Selbst die Namen sind sich dabei gleichgeblieben. In den Liebesabenteuern des indischen Hēr (unsere Hero) und der Rāngha (sie vertritt unsern Leander) finden diese Beiden ihr Grab am Ufer des Chinab im Pendschab, und den unglücklichen Erfolg solcher Treue beklagt die dortige Bevölkerung noch in mehrfachen Liedern. Denn die Mythe, die sich stützt auf die naturgetreue Empfindung des Menschenherzens, ist, wie diese auch, unsterblich und unter allen Himmelszonen sich gleich. Darum hat man in norwegisch Ober-Tellmarken am Ruitandsfoss in Westfiordall eine ähnliche Sage vom Mariensteig (Gräße, Lannhäusersage S. 17), und zu Gamenz, in der Geburtsstadt unseres großen Lessing, singt man Volkslieder über denselben verunglückenden Schwimmer; vgl. Haupt-Schmaler, Wendische Volksl. 2, Nr. 81. Auf dem Osberge (Asenberg) wohnte ein Burgfräulein, gegenüber auf der Fesch bei Ohlstadt ein Ritter. Beide liebten sich, zwischen den beiden Burgen aber lag ein breiter See. Unächtlich schwamm der Ritter hinüber, und ein Licht, das die Geliebte in's Fenster stellte, diente ihm als

Richtpunkt. Da geschah es, daß bei stürmischem Wetter das Fräulein den Ritter nicht mehr erwartete und entschlief. Das Licht löschte der Wind, den Schwimmer verschlangen die Wellen. Da verwünschte das Fräulein den See. Er floß ab, sein Bette versumpfte, etwas weiter unten entstand dadurch der Staffelsee in Baiern. Königl. Maurer in der Bavaria 1, erste Hälfte, 319.

Doch da wir diesen Aufsatz nicht mit dem Bilde des winterlichen Todes, sondern mit dem des jugendschönen Frühlingslebens versöhnend abzuschließen gedenken, so müssen wir noch einmal den Gott auffuchen, der über alle Meere glücklich an's Ziel der Wünsche gelangt. Ein Lied des Mimnermos besingt das Lager des Helios, welches diesem auf der mondbellen glatten Meereswelle bereitet ist. Er wird auf solchem Licht- und Wellenlager allnächtlich vom Niedergang bis zum Aufgang hinüber geschaukelt und dorten beim Erwachen nach seiner Schlummerfahrt von der jugendlichen Götterfreude empfangen:

Aber es trägt ihn des Nachts durch die Wogen ein trauliches Lager,
Das des Hephästos Hand künstlich aus Golde gewirkt;
Ueber den Spiegel des Meers wie mit schwebenden Schwanenschwüngen
Trägt es den Schlummernden fort von dem Hesperischen Land
Zum Aethiopengestad', wo seiner das schnelle Gespann harret
Und ankündend den Tag Götter die dämmernde Nacht.